Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 4 (1910)

Heft: 6

Artikel: Aus der Werdezeit des Christentums (Schluss). V., Der Einfluss der religiösen Umwelt auf die Ausgestaltung des Christentums

Autor: Liechtenhan, R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-132262

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chikanen und Gefahren und der ihnen drohenden Strafe von fünf Jahren Kerker (im Kongo!) mutig in immer erneuten Eingaben und Anklagen das christliche Gewissen in ihrer verruchten Umgebung vertreten, die, in Stanley Pool im Herbst vorigen Jahres versammelt, wieder appellierten

„an alle, denen die Menschheit lieb ist, in allen Ländern, alles zu tun, was in ihren Kräften steht, um so schnell wie möglich die Befreiung dieser Menschen aus ihrem Zustand tatsächlicher Sklaverei zu veranlassen."

Und noch ein Lichtblick in diesem Drama. Das ist die merkwürdige Tatsache, daß der Führer der Sozialdemokraten in Belgien die Verteidigung der protestantischen Missionare Morrison und Sheppart übernommen und glücklich durchgeführt hat. Es ist das kein Zufall. Denn Evangelium und Sozialismus sind gleichermaßen Todfeinde der rücksichtlosen Habgier und des liberalen laissez-faire, laissez-passer, die zusammen jenes Verbrechen an unsern Brüdern im Kongo verschuldet haben und noch verschulden.

Und was können wir tun? Belgien ist zu sehr in die Sünde verstrickt, um sich selber heraushelfen zu können. Von den zivilisierten Staaten ist bisher allein England für die Rechte der Eingeborenen eingestanden, und im letzten Jahr ist es auch dort drüben verdächtig still geworden. Es bleibt nur die Macht der öffentlichen Meinung. Sie zu beeinflussen in der Richtung auf eine Reaktion der Gerechtigkeit und Bruderliebe gegenüber der ungeheuren Vergewaltigung eines Teils der Menschheit, das ist unsere Aufgabe.*) Fr. Sutermeister.

Aus der Werdezeit des Christentums.

(Schluß.)

V. Der Einfluss der religiösen Umwelt auf die Ausgestaltung des Christentums.

Unsere bisherigen Untersuchungen berechtigen uns zu dem Satz: Die entscheidende Tatsache, aus der das Christentum abzuleiten ist, ist die Person Jesu von Nazareth und das Leben aus und mit Gott, das er in sich getragen hat. Jede andere Ableitung ist unnatürlich, und an den Haaren herbeigezogen, weder besser in den Quellen dokumentiert noch mehr im Einklang mit den Regeln des Geschehens. Daran hat Ragaz seine bedeutsamen Erörterungen über den gegenwärtigen Streit um Jesus angeschlossen. Unsere historische Betrachtung

*) In England, Belgien, Deutschland und der Schweiz haben sich Ligen zum Schutz der Eingeborenen im Kongo gebildet. Wir laden unsere Leser ein, die beigeheftete Beitrittserklärung auszufüllen und dem Kassier der schweizerischen Liga einzusenden.

erfordert aber noch einen abschließenden Teil; die angeblichen Einwirkungen heidnischer Mythen auf die Entstehung des Christentums wurden zurückgewiesen; die wirklichen Einflüsse auf seine Ausgestaltung müssen aber noch anerkannt und dargestellt werden.

Vorerst müssen wir aber noch hervorheben, worin das neue Leben, das von Jesus aus sich auf seine Anhänger fortpflanzte, von der religiösen Art der Heiden verschieden und ihr überlegen war.

Dem Heidentum gegenüber war das Evangelium zunächst die Botschaft von dem einen und wahren Gott, der den vielen und falschen Göttern gegenübergestellt wird. Die beständige Furcht, durch allzu intensive Hingabe an einen einzelnen unter den vielen die Eifersucht der übrigen zu erregen, ist im Christentum durch vertrauensvolle Hingabe an den Einen überwunden, an die Stelle des knechtischen Zitterns ist das frohe Kindesvertrauen getreten. Wohl waren ja monotheistische Tendenzen unter den damaligen Griechen und Römern längst vorhanden. Doch sie entstammten einer die Massen nicht erreichenden philosophischen Aufklärung; hier aber, bei den Christen, trat die Botschaft von dem einen wahren Gott als Verkündigung eines bevollmächtigten Propheten auf: Jesus, der als Sohn den himmlischen Vater verkündigt, gehört unabtrennbar zu dieser Botschaft. Wohl werden die heidnischen Götter von den Christen nicht rundweg geleugnet; sie werden aber zu Mittelwesen, zu Dämonen degradiert. Während der philosophische Monotheismus die alten nationalen Kulte und Mythen nicht antastete, zeigt das Christentum eine kraftvolle Exklusivität: einzig der Vater Jesu verdient die Bezeichnung Gott und die Entgegennahme der göttlichen Verehrung, des Vertrauens, der Liebe und Hoffnung.

Der Monotheismus war schon ein Bestandteil der jüdischen Missionspredigt gewesen. Doch dieselbe war über gewisse nationale Schranken nicht hinausgekommen. Deshalb ist es ein Fortschritt nicht nur den polytheistischen Nationalreligionen, sondern auch dem jüdischen Monotheismus gegenüber, daß der Vater Jesu Christi kein nationaler, sondern ein universaler Gott ist. Zwar Jesus selbst hatte mehr nur im Einzelfall, wo er bei Samaritern oder Heiden eine edle, die Glieder seines eigenen Volkes beschämende Menschlichkeit entdeckt hatte, den Rahmen der Nationalreligion gesprengt; erst Paulus hat hier die Konsequenz in bewußter Schärfe gezogen. Hatten die nationalen Ansprüche des „auserwählten Volkes" der jüdischen Propaganda den Eintritt bei den Heiden erschwert, so fiel dieses Hemmnis bei den Christen weg: hier galt weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib, sondern alle sind Einer in Christo, gleichberechtigte Brüder vor dem einen Vater. Auch diese Gedanken waren nicht schlechthin neu, sondern durch den Kosmopolitismus der stoischen Philosophie weit verbreitet, aber auch hier wieder als Ergebnis philosophischer Spekulation, nicht als religiöse Botschaft und enthusiastischer Glaube.

Ein dritter Vorzug des Christentums besteht in seiner Innerlichkeit. Die Beziehungen des Menschen zu Gott sind rein geistiger und sittlicher Art, ein Dienen Gottes im Geist und in der Wahrheit, durch Erfüllung der sittlichen Pflicht, durch Bruderliebe, durch Demut und Dankbarkeit im Glück, Geduld und Vertrauen im Unglück, durch Ergebung und Gehorsam. Die magisch-mechanischen Vermittlungen, die besonderen heiligen Orte und Zeiten fallen weg; Gott wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht, wird nicht im menschlichen Bilde dargestellt, wird nicht mit dem Blut von Stieren und Widdern verehrt; er ist nicht ferne einem jeglichen unter uns, in ihm leben, weben und sind wir, wir können jeder Zeit und jeden Orts die Hände zu ihm erheben und uns in seiner Hand geborgen, von seiner Liebe geleitet wissen.

Das Christentum verbindet einen tieferen sittlichen Ernst mit einer starken Stimmung des Friedens und der Freude. Es wird nie gelingen, die harmonische Verbindung dieser scheinbar widersprechenden Elemente, der sittlichen Strenge und der Botschaft der Gnade und Vergebung auf eine klare Formel zu bringen. Der sittliche Gottesdienst besteht nicht in dem peinlichen Befolgen der Gebote einer statutarischen Gesetzgebung, wodurch man sich Gottes Gunst erkaufen möchte, sondern die Botschaft der entgegenkommenden Gnade ist das Erste; diese Gnade ergreift den Menschen, erlöst ihn von der Angst des Schuldgefühls und der Knechtschaft des alten Wesens zu einer freien und frohen Hingabe an die sittlichen Zwecke seines Gottes, sie schafft ihn um zu einem neuen Geschöpf. Die Gottesverehrung ist deshalb kein Handel auf Gegenseitigkeit, keine zitternde Furcht mehr, sondern freudige Pflichterfüllung und selige Hoffnung. Weder das Bewußtsein der Verantwortung des Menschen vor Gott noch das Verlangen nach Versöhnung, Reinigung, Erlösung ist neu; neu und überlegen ist aber die innige Verbindung beider Momente.

Das Ueberlegene steckt aber nicht allein in der neuen Art des Verhältnisses von Mensch und Gott, sondern vor allem in der Kraft und Glut, mit der es bei Jesus selbst und bei seinen Jüngern verwirklicht ist. Die völlige Ergriffenheit, das unbedingte Vertrauen, die unerschütterliche Entschlossenheit, kurz die ganze Intensität, mit der dieses neue Leben in Jesus gewohnt hat, hat die Menschen ergriffen und sie angesteckt. Diese Menschen wollen aber nun das, was sie beseligt, von keinem andern als von Jesus empfangen haben. Es fehlt jede Spur eines Bewußtseins der Abhängigkeit von der philosophischen Aufklärung der Griechen oder von dem religiösen Synkretismus der römischen Kaiserzeit. Die Christen stehen allem heidnischen Religionswesen völlig ablehnend gegenüber.

Diese Momente der Ueberlegenheit gilt es festzuhalten, wenn wir nun beobachten, wie fremde Gedanken und Bilder sich mit diesem Leben verbunden haben. Die sich ergreifen ließen, haben allerdings

zwischen dem, was sie preisgegeben und dem was sie neu gewonnen hatten, nur einen absoluten Gegensatz gesehen, sodaß sie sprechen konnten: Das Alte ist vergangen; siehe, es ist Alles neu geworden! Aber so tief sie auch den Kontrast von einst und jetzt empfanden, so haben sie doch ihre Vergangenheit nicht völlig abwerfen können. Sie haben auch an den neuen Glauben alte Voraussetzungen herangebracht. Das neue Leben mußte, um sich seiner selbst bewußt zu werden, um sich verständlich zu machen und mitzuteilen, die religiösen Ausdrucksmittel ihrer jüdischen oder heidnischen Vergangenheit, den Denkformen und der religiösen Bildersprache, den Vorstellungen, Ideen und Gebräuchen ihrer Umwelt entnehmen. Weil sie aber noch nicht so wie wir reflektierenden Menschen von heute zwischen dem Leben selbst und seinen Ausdrucksformen zu unterscheiden wußten, haben sie mehrfach mit der alten Form auch alten Inhalt zu dem neuen Leben hinzugebracht. Und weil sie Menschen mit ihrem Widerspruch waren, haben sie öfters Unvereinbares unausgeglichen neben einander im Innern getragen. So hat der Strom, der von Jesus ausging, von Anfang an allerlei Nebenflüsse in sich aufgenommen und es ist Aufgabe der religionsgeschichtlichen Forschung, in der lehrhaften Ausprägung, der religiösen Bildersprache, dem kultischen Brauch des ältesten Christentums die Wirkungen dieses Prozesses zu beobachten, denn diese Dinge, nicht aber das Leben selbst, sind Gegenstand religions-geschichtlicher Ableitung. Nur darf man nicht vergessen, wie unzulänglich Wort und Bild oft sind, den Reichtum des Lebens selbst auszudrücken, und wie sich oft mehr dahinter verbirgt, als was klar ausgesprochen ist. Deshalb ist es auch ein Zeichen großer Verständnislosigkeit, zu meinen, wenn man die Herkunft dieser Ausdrucksformen nachgewiesen habe, habe man auch die Entstehung des Christentums erklärt; die Quellen des Lebens sind damit noch längst nicht aufgedeckt, das Geheimnis ist nicht ergründet und noch weniger beseitigt. Man darf nach der Herkunft der Formen nicht fragen, ohne auch zu sagen, was nun durch die Berührung mit dem neuen Leben draus geworden ist. Sonst begeht man denselben Fehler, wie wenn man den Papierfabrikanten, den Drucker und den Buchbinder für die eigentlichen Schöpfer eines geistvollen Buches erklären würde.

Jesus selbst schon mußte, um sich verständlich zu machen, an die religiöse Vorstellungswelt seines Volkes anknüpfen. Er weiß sich gesandt, eine neue Entscheidung herbeizuführen, ein Neues zu beginnen; er weiß, von der Stellung der Menschen zu ihm hängt es auch ab, wie Gott über sie urteilt und ob sie am kommenden Heil Anteil empfangen. Um diese Bedeutung seiner Person auszudrücken, besitzt er mit seinem ganzen Volk keinen andern Begriff als den des Messias. Daß er selbst schon diesen Begriff gebraucht habe, ist zwar von einigen Gelehrten angezweifelt worden; aber sie mußten der Ueberlieferung zu sehr Gewalt antun; Jesu Prozeß und Hinrichtung ist ohne diesen Anspruch unverständlich. Aber dieser Begriff ist unzulänglich, um all das

zu fassen, was Jesus in sich trug und uns Heutigen ist er mehr ein Hemmnis als ein Hilfsmittel des Verständnisses.

In erhöhtem Maße empfanden die Jünger das Bedürfnis, sich die Bedeutung ihres Meisters zurechtzulegen. Gewiß, die Hauptsache war, daß sie ihm als ihrem Führer folgten, daß sie durch Ehrfurcht und Vertrauen, durch Dankbarkeit und Liebe mit ihm verbunden waren; dann war auch ihr Herz empfänglich, von seinem Leben etwas aufzunehmen. Sobald sie aber Andere zu ihm hinführen wollten, mußten sie irgendwie ausdrücken können, was er für sie bedeute.*) Da nahmen auch sie aus ihrer bisherigen religiösen Vorstellungswelt den Begriff Messias. Freilich war Jesus so ganz anders, als sie sich den Messias vorgestellt hatten. Wenn sie aber, trotzdem sein gegenwärtiges Wirken ihren Erwartungen von der Tätigkeit des Messias so wenig entsprach, dennoch zu diesem Bekenntnis sich entschlossen, so ist auch das ein Zeugnis für den gewaltigen Eindruck, den sie von seiner Persönlichkeit empfangen haben. Das aber, was an Jesus ihrem Messiasbilde nicht entsprach, verlegten sie einfach in die Zukunft. Die Offenbarung des Johannes ist ein solches Dokument der Uebertragung der ganzen phantastischen Zukunftserwartung der Juden auf Jesus. Wohl finden sich in dem Buche Stellen, welche den Einfluß des neuen Geistes auf den Verfasser zeigen; aber auch andere, an denen die ungebrochene jüdische Rachgier unverhüllt hervorschaut.

Ungleich tiefer und zentraler ist die Berührung mit der religiösen Art Jesu bei Paulus. Sobald man den Missionar und Seelsorger Paulus über dem Theologen Paulus nicht vergißt, muß man die Versuche, ihn in Gegensatz zu Jesus zu stellen, als ganz verfehlt betrachten.**) Aber was Paulus über Jesus sagt, kann man nicht als reinen Niederschlag des persönlichen Eindrucks von seiner Person, bezw. der Verkündigung von ihr begreifen. Paulus besaß als Schriftgelehrter, der er ja vor seiner Bekehrung gewesen ist, eine ganz bestimmte Vorstellung vom Messias: er ist ihm ein himmlisches Wesen, das in Gottes Himmelswelt lebt und bestimmt ist, zu einer bestimmten Zeit unter

---

*) Um die Darstellung dieses Punktes hat sich Prof. Joh. Weiß in Heidelberg besonders verdient gemacht. In einer Schrift: „Christus, die Anfänge des Dogmas" (Relig.-gesch. Volksbücher, 1. Reihe, 18./19. Heft. Tübingen, Mohr, 1909. Preis Fr. 1.35) verfolgt er in äußerst instruktiver Weise die ältesten Versuche, sich Wesen und Bedeutung Jesu zurechtzulegen, die erste Lehre über Christus, die Anfänge, aus denen sich das spätere kirchliche Dogma entwickelt hat. Als Ergänzung ist die im gleichen Verlag und zum gleichen Preis erschienene Schrift: „Jesus im Glauben des Urchristentums" zu lesen. Hier behandelt Weiß das religiöse Verhältnis zu Jesus, das was die ersten christlichen Generationen an ihm gehabt haben. Beide Publikationen können wir warm empfehlen.

**) z. B. in den „Handschrift" in Frenssens „Hilligenlei." Wer ein abgerundetes, gerechtes und warmes Bild von Person und Werk des Paulus lesen will, greife zu dem Buche von H. Weinel über Paulus in den „Lebensfragen" (Tübingen, Mohr).

gewaltigen Wundern und Katastrophen auf diese Erde hereinzubrechen, alle böse Gewalt zu stürzen und Gottes Reich aufzurichten. Es war ihm zuerst das große „Aergernis", daß die Christen von einem schmachvoll gekreuzigten Galiläer behaupteten, er sei der Messias. Als sich aber durch das Erlebnis von Damaskus das bisherige Aergernis zum eigentlichen Geheimnis des Heils verwandelt hatte, ließ Paulus sein früheres Messiasbild nicht fahren, sondern kombinierte es mit der Verkündigung von dem geschichtlichen Menschen Jesus von Nazareth. Das Leben, Sterben und Auferstehen dieser Person wird ihm zu einer Episode in der Laufbahn des himmlischen Christus, und zwar zu der entscheidenden, das Heil der Menschheit begründenden und garantierenden Episode. Während es den ersten Jüngern darauf ankommt, daß ihr geliebter Meister, mit dem sie unvergeßliche Stunden verlebt, dem sie ihr Bestes verdankten, von Gott zum Messias eingesetzt sei, ist für Paulus das Entscheidende, daß der himmlische Christus, an dessen Existenz er schon längst glaubte, in der Person Jesu auf Erden erschienen ist. Man formuliert das Bekenntnis der ältern Jünger am besten: Jesus wird der Messias sein, das des Paulus: Der Messias ist Jesus gewesen. Infolge des verschiedenen Ausgangspunktes, der etwas andern Orientierung ist das Mythische bei Paulus schon stärker eingedrungen.

Der Verfasser des Johannesevangeliums ist wahrscheinlich von den Gedanken des Paulus ausgegangen, hat aber wieder eine andere Vorstellung aus seiner vorchristlichen Zeit an Jesus herangebracht: das Wort (Logos), den personifizierten Schöpfungs- und Erlösungswillen Gottes. Vermutlich beruht dieser Begriff auf einer Kombination alttestamentlicher Gedanken mit Lehren der stoischen Philosophie. Das Wichtige ist aber nicht die Genealogie dieser Begriffe, sondern das, was die Menschen mit ihrer Hilfe aussprechen wollten, die Tatsache, daß sie dieselben gerade auf Jesus und keinen andern anwandten. Wenn man sich gewundert hat, wie Jesus zu einem übermenschlichen, mythischen Wesen gestempelt werden konnte zu einer Zeit, da noch persönliche Erinnerung an ihn lebendig war, so findet sich die Lösung eben in den mythischen Elementen der Begriffe, durch die man seine Bedeutung zu erfassen suchte; freilich wäre diese Uebertragung ohne den Eindruck einer gewaltigen Ueberlegenheit nie zu stande gekommen. Uebrigens, wenn man bedenkt, daß der Glaube an die Apotheose (Vergottung) hervorragender Menschen, daß die religiöse Heldenverehrung in der antiken Welt weit verbreitet war, wird man diese Erhebung Jesu zum göttlichen Wesen nicht mehr so staunenswert finden. Verkehrt ist es natürlich, uns diese Vorstellungen, die nicht mehr ausdrücken können, was Jesus für uns bedeutet, immer noch zum Glaubensgesetz machen zu wollen. Aber ebenso töricht ist es, auf diese Gedanken einfach als veralteten Aberglauben herabzusehen und sich nicht Mühe zu geben, sich in sie zu versetzen und zu verstehen, was die alten Zeiten damit sagen wollten. Doch

wo man auf jene Verkehrtheit des Glaubensgesetzes verzichtet, wird auch diese Torheit des Aufklärungsdünkels von selbst verschwinden.

Wie viel Streit hat der Ausdruck „Sohn Gottes" schon entfesselt! Auch ihn hat Jesus selbst schon gebraucht. Es war im Orient eine alte Vorstellung, daß der König bei der Thronbesteigung von der Gottheit zu ihrem Sohn adoptiert werde und unter ihrem besondern Schutze stehe. „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget," mit dieser Adoptionsformel läßt der 2. Psalm Gott den messianischen König in sein Amt einsetzen. Ich glaube freilich, daß Jesus mit diesem Ausdruck nicht bloß seine Messianität, sondern auch sein besonders inniges religiöses Verhältnis zu Gott ausdrücken wollte.

Wenn der Ausdruck auf griechischem Boden gebraucht wurde, so war er nicht neu; Sohn Gottes wurde auch der göttlich verehrte Kaiser genannt und dasselbe gilt auch von dem Wort „Herr" (Kyrios), mit dem die Christen häufig Jesus bezeichneten. Es liegt darin ein Protest: der Meister ist der einzige, der diese Attribute höchster religiöser Verehrung, die sich andere fälschlich angemaßt haben, wirklich verdient; er ist für die Christen die Erscheinung, der Repräsentant Gottes auf Erden, ihr „Kultgott", wie sich Deißmannn ausdrückt.

Aber nun ragt wieder der Mythus herein, indem diese Gottessohnschaft nicht mehr vorgestellt wird als auf Adoption, sondern als auf Zeugung beruhend; den Griechen ist der Gedanke göttlicher Zeugung gar nicht undenkbar (vgl. Petersen, Die wunderbare Geburt des Heilandes. Relig.-gesch. Volksbücher I. 17). Wenn nun auch alle sinnlichen Vorstellungen, die dem heidnischen Glauben an Göttersöhne zu Grunde liegen, von den Christen ferngehalten werden, so bedeutet doch der ganze Gedanke einer naturhaften Gottessohnschaft einen Rückfall von der geistig-sittlichen auf eine niedrigere Stufe der Gotteserkenntnis. Freilich ist dabei zugleich der Trieb lebendig, Jesus aufs höchste zu ehren und sich zurechtzulegen, worin seine hohe Ueberlegenheit über die gewöhnlichen Menschen begründet ist. Später ist dann noch ein weiteres Motiv hinzugekommen und hat das Interesse an diesem Gedanken der übernatürlichen Geburt gemehrt. Die Betrachtung, die das ganze Geschlechtsleben an sich als unrein ansieht und den Flecken menschlicher Zengung von dem Auserwählten Gottes fernhalten will. Daß dieses neue Motiv nicht genuin-christlichen, sondern heidnisch-dualistischen Ursprungs ist, brauche ich kaum näher auszuführen.

Ein weiterer Punkt, an dem die Einwirkung heidnischer Gedanken auf die Ausgestaltung des Christentums in Frage steht, ist die Deutung der zentralen Tatsachen, durch die das neue Leben in die Erscheinung getreten ist, namentlich des Todes und der Auferstehung Jesu. Zwar ist schon der Versuch gemacht worden, z. B. von Maurenbrecher, bereits den Glauben an die Auferstehung Jesu auf mythischen Ursprung zurückzuführen. Der weit verbreitete Glaube an sterbende und auferstehende Götter sei schon in die jüdische Zukunfserwartung eingedrungen und habe dann zur Uebertragung der Vorstellung von

der Auferstehung auf Jesus geführt. Aber gerade Maurenbrecher betont ja auch aufs Allerschärfste, daß die Jünger nach Jesu Tod an seinem Anspruch irre geworden und in volle Verzweiflung versunken waren. Da wäre es rein unverständlich, wie die verzweifelten Jünger dazu gekommen wären, auf ihren in Schmach und Verzweiflung gestorbenen Meister (so nach Maurenbrecher) den Mythus vom gestorbenen und auferstehenden Gott zu übertragen. Der Tod erschien nicht nur den Feinden, sondern auch den Anhängern Jesu als Beweis gegen seine Messianität; da hat nicht der Glaube an die Gottheit Jesu den Auferstehungsglauben geschaffen, sondern umgekehrt erst dieser sie wieder Zutrauen zu Jesu göttlicher Sendung fassen lassen. Wir können die Frage, was denn an jenen Ostertagen wirklich geschehen ist und was den Erlebnissen der Jünger wirklich zu Grunde lag, hier unerörtert lassen. Klar aber dürfte sein, daß der Osterglaube nicht erst allmählich als Frucht von Reflexion und Postulaten erwachsen, sondern überraschend und mit bezwingender Gewalt über die Jünger gekommen ist. Und jene Gedanken vom Leiden, Sterben und Lebendigwerden des Messias, die möglicherweise unter dem Einfluß jener vorderasiatischen Naturreligionen in die jüdische Eschatologie eingedrungen sind, waren doch zu wenig geläufig, tauchen zu sehr nur sporadisch auf, als daß wir ihnen solchen Einfluß zutrauen könnten. Paulus bezeugt ja mit klaren Worten, daß der gekreuzigte Christus den Juden — und er weiß das aus seiner vorchristlichen Periode — ein Aergernis war. Erst nachträglich, als die Christen ihren Glauben schon gewonnen hatten, haben sie solche „Weissagungen" aufgegriffen und zu Ehren gezogen, um sich das, was sie mit Jesus erlebt hatten, zurechtzulegen und zu deuten.

Der Glaube an die Auferstehung bedeutete für die Jünger die Gewißheit, daß trotz dem Kreuz Gott doch mit Jesus gewesen sei, daß, was sie von ihm empfangen, doch Gottes Gabe, und was er von ihnen gefordert, Gottes Aufgabe sei, und daß sie seine Hoffnuug auf ihn nicht fahren lassen müßten. Aber warum war denn dieses Unbegreifliche nötig gewesen? Jesus selbst hatte es auf sich genommen im Vertrauen, daß Gott es so beschlossen habe und daß es auch zum Heile der Menschen wirken müsse. Aber das war Glaube, nicht ein gegen einander Abwägen von menschlicher Schuld und göttlicher Gnade; wie sein Tod wirke, hat er offenbar nicht genauer ausgedacht. Aber seine Jünger hatten das Bedürfnis, das zu tun, und dabei operierten sie mit Vorstellungen, die sie schon vor dem Anschluß an Jesus gehegt hatten. Freilich eine einhellige Deutung des Rätsels, das Jesus im Uebermaß der leiblichen und seelischen Schmerzen jenes furchtbare Warum ausgepreßt hat, finden wir im Neuen Testament, auch bei Paulus nicht, sondern immer neue Versuche, zur Klarheit zu kommen. Am folgenreichsten sind die Gedanken gewesen, wo Paulus von den jüdischen Sühnopfervorstellungen ausgeht, trotzdem ihnen eigentlich eine Auffassung Gottes zu Grunde liegt, die gerade durch Jesu Botschaft

von der vergebenden Vatergüte Gottes — diese Botschaft, die wiederum keiner besser verstanden hat als Paulus — überwunden ist. An andern Stellen gehen die Christen von einem Brauche aus, der durch Deißmann auf Grund zahlreicher Inschriften in ein neues Licht gestellt worden ist: die antike sakrale Sklavenbefreiung. Der Sklave wurde von seinem Herrn einem Gott verkauft; die Kaufsumme hatte der Sklave vorher aus seinen Ersparnissen im Tempel deponiert und der Gott zahlte sie dem Herrn aus, wodurch der Sklave in einem feierlichen Akte ins Eigentum des Gottes überging, d. h. frei wurde. Jesus aber als der Bevollmächtigte Gottes wartet nicht ab, bis die Menschen selbst die Loskaufsumme aufbringen: er erlegt sie an ihrer Stelle, er zahlt sie nicht mit vergänglichem Gold, sondern mit seinem eigenen Blut, damit sie aus der Sklaverei der Sünde und des Todes befreit, Gottes Sklaven — Luther übersetzt Knechte — werden.

Schon bei Paulus finden sich aber noch andere Deutungsversuche, bei denen meines Erachtens allerdings der antike Glaube an sterbende und auferstehende Götter, den wir früher kennen lernten, im Hintergrunde steht. Es sind die Stellen, wo Jesus aufgefaßt wird als der „zweite Adam", als der Anfänger einer neuen gottgefälligen, geistlichen Menschheit, wo die Rede ist von einem Sterben und Begrabenwerden mit Christus und dem Auferstehen mit ihm zu einem neuen Leben. Wie der Geweihte des Attis, des Serapis oder des Mithras durch rasende Verzückung oder geheimnisvolle Weiheakte sein altes Wesen abwirft und der Unsterblichkeit seines Gottes mit teilhaft wird, so empfängt auch der durch den Glauben mit Christus Verbundene den Tod seines irdisch-vergänglichen Wesens und die Gemeinschaft an unvergänglichem göttlichem Wesen. Wie bei den Vigilien des Attisfestes nach dem Tage der blutigen Totenklage der zu Weihende in einer dunklen Krypta düstere Klagemusik vernahm, die ihm zu Gemüte führte, er sei ein von Rechtswegen dem Tode Verfallener, aber dann plötzlich helles Licht erstrahlen sah und den feierlichen Gesang der Priester vernahm:

„Getrost, Geweihte des geretteten Gottes,
Auch euch wird Heil aus eurer Müh' zu teil",

so weiß sich auch der in die Gemeinschaft mit Christus Aufgenommene durch des Heilands Tod der Sünde abgestorben, dem Machtbereich von Sünde und Tod entnommen und zu göttlichem Leben erhoben. Wie die Geweihten mit ihrem Gott, so stehen auch die Gläubigen mit ihrem Herrn in einem geheimnisvollen mystischen Zusammenhang, durch welchen das, was mit ihm geschehen ist, auch den Seinen zu Teil wird.

Diese Verwandtschaft beruht natürlich nicht auf einer äußerlichen Kombination heidnischer und christlicher Gedanken; man kann deshalb auch nie im Einzelnen nachweisen: das kommt vom Attiskult und dort hat der Mithrasdienst Einfluß geübt; sondern es handelt sich um weit verbreitete Voraussetzungen des antiken religiösen Denkens. Die

Berührung ist auch nicht zufällig; jene sterbenden und auferstehenden Götter, ursprünglich Personifikationen der welkenden und wieder erwachenden Vegetation oder der sinkenden und wieder steigenden Sonne, werden immer mehr, besonders in der religiösen Spekulation der Mysterien, Symbole des „Stirb und Werde" auf dem Gebiet des sittlichen Lebens. Diese Ueberzeugung von der Gewinnung ewigen Wertes durch Selbstüberwindung, durch Hingabe und Opfer des vergänglichen Daseins findet aber nirgends ergreifendere Verkörperung und Bestätigung als in Jesu Leben, Tod und Auferstehung. Kein Wunder, daß gerade diese verwandten Gedanken aus der heidnischen Vergangenheit den Christen dazu dienen mußten, den Gehalt jener Tatsachen im Geschick ihres Meisters auszuschöpfen. Man muß aber dabei auch immer den Kontrast und Protest heraushören: Was die Heiden von Attis, Mithras u. A. behaupten, das besitzen wir an Christus, und er ist nicht bloß eine mythische Gestalt, sondern eine wirkliche Persönlichkeit; all das, worauf wir unser Heil gründen, ist nicht im Winkel geschehen, sondern vor Aller Augen offenbar.

Noch auffälliger ist die Berührung mit heidnischen Vorstellungen bei den „heiligen Handlungen" der Christen, bei Taufe und Abendmahl. Rituelle Bäder und Waschungen, gemeinsame Mahlzeiten, bei denen den Geweihten Brot und Wein vorgesetzt wurde, damit sie in mystische Gemeinschaft mit einander und mit der Gottheit treten, ihrer Unsterblichkeit teilhaft werden möchten, finden sich auch bei den Attis- und Mithrasmysterien. So frappant sind die Parallelen, daß sie die Kirchenväter für teuflische Nachäffungen der christlichen Sakramente erklärten, während umgekehrt moderne Religionshistoriker die Mithraskommunion für das Urbild, die christliche für den bloßen Abklatsch erklärten. In Wirklichkeit ist weder hier noch dort Abhängigkeit anzunehmen. Taufe und Abendmahl hat Paulus schon von der Urgemeinde übernommen; erstere dürfte auf die Johannestaufe, letzteres auf eine Gleichnishandlung Jesu zurückgehen, die ganz spontaner Natur ist und zu ihrer Erklärung keiner andern religionsgeschichtlichen Ableitung bedarf als etwa der Erinnerung an die allgemein menschliche Auffassung gemeinsamen Essens und Trinkens als Zeichen seelischer Gemeinschaft. Welche Vorstellung die erste Jüngergeneration mit diesen Handlungen verband, läßt sich nicht mehr ausmachen. Aber schon Paulus, der sie als feste Tradition, als ein Gegebenes übernimmt, bedient sich zu ihrer Deutung der Vorstellungen, die im antiken Mysterienwesen zu Hause waren: sie stellen eine wirkliche seelische Gemeinschaft mit dem „Kultgott" Christus her und vermitteln dadurch die „Heilsgüter", die er den Menschen erschlossen hat. Die Auffassung ist nicht „magisch" in dem Sinne, daß ein Zwang auf die Gottheit auszuüben gehofft würde, aber doch so, daß von einem äußern Vorgang die Herstellung einer innerlichen, mystischen Verbindung erwartet wird; das bedeutet doch ein Eindringen heidnisch-superstitiöser Vorstellungen in das Christentum, und schon dem Ignatius in der ersten

Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist das Abendmahl „Medizin der Unsterblichkeit.“ Es hat damit eine Entwicklung eingesetzt, die zu den dunkelsten Blättern des Christentums gehört.

Am tiefsten aber äußert sich der Einfluß unterchristlichen, mythischen Denkens, wenn das Christentum statt als neues Leben immer mehr als neue Lehre aufgefaßt wird. Als einmal, wie wir oben gesehen haben, der geschichtliche Jesus hinter dem himmlischen Christus zurückgetreten war, erschien auch seine Leistung weniger als Einwirkung auf das Seelenleben seiner Getreuen, als Bezwingung der Herzen durch seine Liebe und Hingebung, als Uebertragung seiner Wertung der Dinge, als Lösung der Herzen vom Eiteln und Bindung an das ewig Wertvolle, sondern als Umschwung im Weltprozeß, als Umschichtung der Machtverhältnisse in der unsichtbaren Ueberwelt, als eine Untergrabung der Gewalt der gott- und menschenfeindlichen Mächte, als Ermöglichung eines geänderten Verhaltens Gottes der Menschheit gegenüber. Im Zusammenhang damit ändert sich auch die Auffassung davon, was christlicher Glaube sei: nicht mehr Vertrauen zu Jesu Person, daß in ihm göttliches Wesen lebendig sei und Gottes Gesinnung sich kund tue, sondern das Wissen um die kosmischen Wirkungen seiner irdischen Erscheinung, seines Todes und seiner Auferstehung, das Wissen um einen übersinnlichen Weltprozeß, auf dem das Heil und die Hoffnung der Gläubigen beruhen soll. Auch diese Entwicklung setzt schon bei Paulus ein (z. B. Kolosserbrief), sie tritt in der Bewegung des christlichen Gnostizismus besonders kraß auf, aber trotz der entschlossenen Abschüttelung der Gnostiker erobert sie das Terrain der katholischen Kirche, bis dieselbe ganz nach der Analogie antiker Mysterienvereine wesentlich zur Besitzerin der allein wahren Lehre vom Heilsprozeß und der heilsnotwendigen Gnadenmittel, kurz zur großen Versicherungsanstalt für das Jenseits geworden ist.

Man verstehe das nicht falsch, als ob wir nach der klassischen Zeit des Urchristentums nichts als Abfall und Degeneration sähen. Alle diese mythischen Vorstellungen waren vielleicht die einzig mögliche und notwendige Form, in welcher sich das Christentum der antiken Welt verständlich machen und sie erobern konnte. Und die faktische Berührung und Durchdringung mit Jesu Art und Geist hat in der Christenheit nie aufgehört. Es hat nie an wirklichen Jüngern Jesu gefehlt, an deren Herz er sein Werk getan hat; weltberühmte Helden, deren Namen auf den Blättern der Geschichte verzeichnet stehen und Helden des Alltags, deren Spuren längst verwischt sind, Helden im lauten Kampf gegen Lüge und Unrecht und Helden stiller Pflichterfüllung und selbstvergessener Hingabe, Helden willigen Duldens und zähen Aushaltens, freie Menschen unter dem stärksten äußern Zwang und Druck, reiche Menschen mitten in Hunger und Not. Wohl sind die pathetisch dröhnenden Worte des Dogmas und die prunkvollen Ceremonien des Kultus oft nur Formen ohne Inhalt, manchmal aber auch die dürftigen Gefäße, die den ganzen Jubel beseligendster Gewiß-

heit und die ganze Inbrunst erhebendster Gefühle nimmermehr zu fassen vermögen.

Die Geschichte des Evangeliums in der Welt ist keine geradlinige Entwicklung. Die Wirkung in die Breite wird immer erkauft durch eine Einbuße an Tiefe, durch Kombination mit andersartigen Einflüssen, durch Kompromisse mit den entgegenstehenden Tendenzen. Aber darauf folgt immer wieder eine Reaktion, eine neue Besinnung auf das Beste, was man besitzt, auf den ursprünglichen Gehalt dessen, was zur Formel und Phrase geworden, ein frisches Schöpfen an den Quellen; doch bald ist auch dieses Wasser abgestanden und lau geworden, die erquickende Entdeckerfreude, von der Herz und Mund unbekümmert um den Eindruck auf die Menschen überströmte, weicht wieder taktischen Erwägungen; der äußere Sieg ist zugleich der Beginn der Degeneration, bis viel Schmach und Schmerzen die Krisis offenbaren, durch die das ursprüngliche Leben in Kraft neu hervorbricht. Aber dieser Wechsel ist kein ewiger Kreislauf, sondern durch das Auf und Ab geht es doch vorwärts.

Unsere Darstellung hat vielleicht den oder jenen unserer Leser beunruhigt; sie hat gezeigt, daß Gott bei der Sendung Jesu und dem Eroberungszug des Christentums mehrfach andere Wege gegangen ist, als wir meinten und auch andere als die, welche wir für die besten gehalten hätten. Der Glaube muß sich mit einem neuen Geschichtsbild abfinden. Es ist eine ähnliche Situation wie die, welche Naumann in seinen Briefen über die Religion schildert, wo er von der Verknüpfung des Christentums mit dem modernen Weltbild redet: die Wand, an der sich der tausendjährige Rosenstock emporgesponnen, wird abgebrochen, und dieser saugt zwar mit den Wurzeln noch Kraft aus dem Boden, aber er bedarf einer neuen Wand, um daran Halt zu finden. Doch diese Situation bietet uns keine andere Aufgabe, als sie uns unsere Geschicke oft genug stellen: Gottes Wege mit uns sind anders, als wir erwartet und gewünscht hatten; wir müssen uns in manches Unbegreifliche schicken und lernen, an Gott selbst statt an unsere Dogmen über ihn zu glauben und müssen erkennen, daß Ehrfurcht vor der Wirklichkeit frömmer ist als alle frommen Konstruktionen derselben. Das läuft nie ohne tiefe seelische Unruhe ab; doch mit welchem Recht verlangen wir, nie beunruhigt zu werden? Und was uns die Ruhe stört, ist andern eine Befreiung. So dürfte es auch mit unserm Gegenstand sein: gerade was das Christentum bei seinem Gang in die Welt aus ihr aufgenommen hat, ist ihnen ein Stein des Anstoßes, und ihn hinwegräumen heißt freie Bahn schaffen zur Berührung mit dem Leben aus und mit Gott, das durch Jesus in die Welt geströmt ist und auch durch gelehrte Konstruktionen nicht getötet werden kann.

R. Liechtenhan.